

Gerd Fritz / Erich Straßner (Hrsg.): Die Sprache der ersten deutschen Wochenschriften im 17. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 1996 (= Medien in Forschung + Unterricht A 41). 357 S., 148,- DM.

Dieser Sammelband bietet wesentliche Ergebnisse aus dem von Hans-Jürgen Bucher, Gerd Fritz und Erich Straßner geleiteten Tübinger Forschungsprojekt, das die Entstehung und Entwicklung der Zeitungssprache im 17. Jahrhundert zum Gegenstand hatte. Zusammen mit einer Reihe von Arbeiten, die ebenfalls aus diesem Projekt hervorgegangen sind, bietet er gesichertes Wissen auf einem Gebiet, das bislang allenfalls Objekt von Vermutungen, wenn nicht gar Spekulationen gewesen ist. Dass wir nun Einblick in ein wesentliches Stück Sprach- und Mediengeschichte haben, verdankt sich mehreren Entscheidungen, die das Projekt als vorbildlich erscheinen lassen. Zum ersten basieren die Untersuchungen auf einer noch bearbeitbaren, aber dennoch vielseitigen Materialauswahl: Das Kerncorpus setzt sich zusammen aus dem ersten Jahrgang 1609 von AVISO und RELATION und dem Jahrgang 1667 der RELATION, der FRANKFURTER POSTZEITUNG und dem NORDISCHEN MERCURIUS und wird flankiert von einer Reihe nichtperiodischer berichtender Texte sowie Fachtexte. Damit ergibt sich ein ganzes Spektrum von Vergleichsmöglichkeiten wie Zeitung vs. Nicht-Zeitung, einzelne Zeitung vs. einzelne Zeitung oder 1609 vs. 1667. Zum zweiten ist den Untersuchungen eine "integrativen Betrachtung" zu Grunde gelegt, bei der die journalistische Handlungsform des Berichtens und die genutzten sprachlichen Mittel systematisch aufeinander bezogen werden. Und zum dritten werden qualitativ-interpretative und quantitative Verfahren miteinander kombiniert. Was der exemplarische interpretative Zugriff an Ergebnissen bringt, wird durch EDV-gestützte Corpusanalyse untermauert.

Neben der Einleitung, in der Gerd Fritz, Thomas Schröder und Erich Straßner die wichtigsten Daten zum Projekt vorstellen, enthält der Band sieben Einzelstudien, die vielleicht kein ganz lückenloses, aber doch ein außerordentlich plastisches Bild von Zeitung und Zeitungssprache im 17. Jahrhundert formen. Drei Kapitel sind der Trias von Text, Satz und Wort gewidmet, indem sie "Bestandsaufnahmen" bieten zu Textstruktur, Darstellungsformen und Nachrichtenauswahl (Jens Gieseler und Thomas Schröder), zur Syntax (Ulrike Demske-Neumann samt einem Anhang von Kari Keinestö) und zum Wortschatz (Thomas Gloning). Vier weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Vorgeschichte der Darstellungsformen (Thomas Gloning), der Zeitungskritik im 17. Jahrhundert (Jens Gieseler), den Maximen des Informierens (Thomas Schröder) und der Verständlichkeit und Verständnissicherung (Thomas Gloning).

Da sich die Fülle der Einsichten und Ergebnisse, die in diesem Band vereinigt sind, hier nicht ausbreiten lassen, seien nur einige Aspekte herausgegriffen. So ist textsortengeschichtlich aufschlussreich, dass sich in diesem frühen Stadium noch keine ausgeprägte Palette von berichtenden Textformen findet, wie wir sie aus der heutigen Zeitung kennen. Zwar existieren Spielarten des Informierens, die jedoch kaum funktional ausdifferenziert und nur begrenzt standardisiert sind. Zu Recht wird darauf verwiesen, dass die Herausbildung eines Systems journalistischer Darstellungsarten einen langwierigen Prozess bildet, der im übrigen erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entscheidend vorangetrieben wird.

Was die syntaktischen Muster und den Wortschatz angeht, erfahren wir, dass Pauschalisierungen in die Irre gehen. So haben beispielsweise der Berichtsgegenstand oder die Art der thematischen Entfaltung Einfluss auf die Satzkonstruktion und den verwendeten

Wortschatz. Wie heute auch stoßen wir schon in den Anfängen der Zeitung keineswegs auf einen einheitlichen, sondern einen differenzierten Sprachgebrauch. Während die konstatierte Zunahme komprimierter Ausdrücke oder die Beobachtungen zu den Stellungenregeln im Verbalkomplex unsere Kenntnis vom Frühneuhochdeutschen bereichern, bietet die Herausarbeitung beispielsweise der stereotypen Muster für journalistische Aufgaben wie Quellenangabe, Kommentierung, Hinweise auf die Nachrichtenlage einen Einblick in die routiniert „handwerkliche“ Nutzung sprachlicher Mittel. Auch der Wortschatz wird aus verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen. So finden sich Beobachtungen zu zeitungsspezifischen Mitteln, mit denen Quellenbezeichnung, Querverweise, Kommentierung und Bewertung oder Hinweis auf die Nachrichtenlage auf typische Weise bewältigt werden, weiterhin zum themenspezifischen-fachlichen Wortschatz - etwa der Hofberichterstattung oder aus Handel, Seefahrt, Kirche und Medizin - und zu Herkunft, Entwicklung und Nutzung fremdsprachlicher Wörter. Eingehender erörtert wird auch die Zeitung als lexikografische Quelle für Erst- und Frühbelege sowie für selten belegte Wörter.

Schon in den „Bestandsaufnahmen“ wurde der Anspruch eingelöst, journalistisches Handeln konsequent in die Überlegungen mit einzubeziehen, die verbleibenden vier Kapitel vertiefen diesen Gesichtspunkt in unterschiedlicher Richtung. Wiederum textsorten-, aber auch mediengeschichtlich aufschlussreich ist die Herkunft und Entwicklung der Berichtsformen aus der Praxis brieflicher Mitteilung, bei der sich schon typische Formen herausbilden, die dann in die gedruckte Zeitung übernommen werden können. Von ausgesprochenem Interesse ist auch die Feststellung, dass sich in den zeitgenössischen Äußerungen über das neue Medium Zeitung Prinzipien der Berichterstattung finden, die - mit Ausnahme der „Kommentarlosigkeit“ - noch heute gelten. Solche Maximen des Informierens scheinen quasi zeitlos gültig zu sein und sind damit für die Zeitung als eine öffentliche Form der Kommunikation offenbar konstitutiv. Davon unberührt bleibt jedoch die Frage, was unter den Bedingungen der Zeitungskommunikation im 17. Jahrhundert einen Nachrichtentext beispielsweise informativ, aktuell, relevant oder verständlich macht. Auch auf solche Fragen bekommen wir detaillierte Auskünfte, zumindest aber eine Beschreibung der Situation. Zum Beispiel bietet die frühe Zeitung erhebliche Stolpersteine für das Verstehen, es sind in der Berichterstattung aber kaum verständnisfördernde Maßnahmen zu finden. Die Auswirkung dieser Verhältnisse auf die Lesenden ist wiederum differenziert zu beurteilen: Diejenigen, die „an der Gestaltung und Verwaltung des Gemeinwesens“ Anteil hatten, also einen entsprechenden Bildungshintergrund besaßen, werden mit der Zeitungslektüre kaum größere Probleme gehabt haben; die anderen aber werden vermutlich durch kontinuierliche Zeitungslektüre nicht nur ihr Sprachwissen, sondern auch ihr Weltwissen ausgebaut und damit zu einer erfolgreichen Zeitungslektüre gefunden haben.

Die sprachgeschichtliche Aufarbeitung der Zeitungskommunikation hat bislang kaum stattgefunden. Die in diesem Sammelband vorgelegten Ergebnisse des Tübinger Projekts zeigen eindringlich, wie vielfältigen Nutzen die Sprachgeschichtsschreibung wie die Mediengeschichtsschreibung aus solchen Untersuchungen ziehen kann - eigentlich Motivation genug, weitere Projekte dieser Art in Angriff zu nehmen.

Ulrich Püschel